

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337451](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337451)

## ❖ ❖ Der Friede von Agrypsiszki. \*) ❖ ❖

Von Wilhelm Lacroix.

Drei Pfälzer Landstürmer saßen an einem Dezemberabend des Jahres 1918 träumend und qualmend in ihrem polnischen Quartier. Sie bildeten die Besatzung dieses Judenstädtchens, hatten die Polizeigewalt zu üben und waren eigentlich ein Dreschkommando, und dazu eigneten sie sich als Pfälzer auch ganz besonders; denn Dreschen, sowohl mit der Hand als auch mit dem Munde — oder sagen wir auf gut Pfälzisch: mit dem Maul — ist eine anerkannte Fertigkeit des Pfälzers. Den Befehl führte ein Gefreiter, und die zwei andern fügten sich ihm auch, so weit dies ihr Pfälzertum zuließ. Allabendlich gab es ein ordentliches Dreschen mit dem Maul, wenn der Dienst für den folgenden Tag besprochen und verteilt wurde. Jeder legte sich am Ende aufs Stroh mit dem festen Vorsatz, am andern Tag das Uebertragene nicht auszuführen, sondern das zu tun, was der andere zugeteilt bekommen hatte. Am Morgen aber tat jeder stillschweigend den zugewiesenen Dienst; denn die Streiterei am Abend war gar kein Streit gewesen, sondern eine Entlastung des heimwehbedrückten Pfälzer Gemüts.

Also, sie saßen, träumten und qualmten. Draußen pfliff der Wind; es schneite und taute ein wenig; kurz, es war ein Sauwetter. Der Streit über die Dienstverteilung, d. h. die Unterhaltung, war zu Ende, und der bekannte Engel schwebte einen Augenblick lang durch den düstern Raum, den eine polnische Kerze mit einem Rembrandtschen Hell Dunkel erfüllte. Von diesen polnischen Kerzen wäre auch manches zu erzählen: sie sehen aus wie die Sprühkerzen am Weihnachtsbaum und sprühen auch ab und zu, wobei der ganze Raum in ein mystisches Dunkel versinkt. Landsturmann Jakob hatte gemeint, als er die erste Kerze anzündete und sie so pfusete wie eine böse Katze: „Des sinn am End vun denne Spionelich'er, wo explodiere dun, wann ma se anschdeckt.“ Das Anzünden verlangt für etwa 3 Pfg. Streichhölzer. Brennen sie, so verbreiten sie, wie gesagt, ein Rembrandtsches, geheimnis-

\*) Aus dem Heidelberger Soldatenbüchlein neue Folge als Weihnachtsgabe 1918 herausgegeben vom Roten Kreuz Heidelberg.

volles Flimmern, wobei man zwar nicht lesen, aber immerhin sein eigenes Dasein auch sehen, nicht bloß fühlen kann, und das ist einem Landstürmer im fernen Poladenland nötig, sonst käme er sich zuletzt selbst wie geträumt vor.

Also, sie saßen, träumten und qualmten und wurden im Qualmen von der polnischen Kerze unterstützt. Es war beinahe wie daheim; man wartete nur noch auf das letzte Pfusten der Kerze, um dann aufs Stroh zu sinken. Dieser Augenblick war da; die Kerze hatte ausgepfustet; es war dunkel; aber man konnte nicht aufs Stroh sinken; denn es eignete sich etwas: Draußen ertönte Gepatsche, darauf Gepolter, und Peter sagte: „Des is de Volezeidiener. Was is dann do widder los?“ Der „Volezeidiener“ trat auch wirklich ein und fragte durch das Dunkel: „Wo is Kommandant?“ Gefreiter Philipp, der Kommandant, zündete zuerst mit dem üblichen Kostenaufwand von 3 Pfg. eine polnische Kerze an, und nun sah man auch den „Volezeidiener“.

Mit diesem hatte es folgende Bewandnis: Man kann Pfälzern nicht zumuten, daß sie Polnisch sprechen. Da man aber als Polizei mit den Menschen zu verhandeln hat und auch sonst mit ihnen sprechen mußte, und da man eines Boten bedurfte und eines ortskundigen Mannes, so hatte man einen Juden, den Schuhmacher, zum Polizeidiener ernannt. Die polnischen Juden sprechen ja alle eine Art Deutsch. Der Gefreite-Kommandant hatte ihm ein Seitengewehr um und ein Kussengewehr ohne Schloß angehängt. „Vor den is die Flint gut genug“, hatte der Jakob gesagt; denn auf die plumphen Kussengewehre sah jeder Landstürmer mit unsäglicher Verachtung herab, auf diese Schießprügel, die stets etliche Meter an dem betreffenden Hasen vorbei trafen.

Der Polizeidiener stand nun in Rembrandtbeleuchtung da und war sehenswert: Er hatte einen Hasenpelz auf dem Kopfe, einen Schafspelz am Leibe und einen selbstgewachsenen Pelz im Gesicht, war dick verschneit und glich dem, was man in der Pfalz einen „Belzniggel“ nennt, und das paßte ja auch; denn es war um die Risolouszeit. Die

Polizei  
in W  
hat ge  
nit?“  
Augen  
Stun  
Seelen  
Steine  
Hohn,  
nur i  
gegom  
sagt;  
fragen  
End  
valleie  
prophe  
nat v  
wehre  
durch  
sahen  
etliche  
der M  
meiste  
Dieser  
„Is d  
geschne  
sehr i  
so lan

Mit  
sich fe  
in Be  
Sache  
Haupt  
sucht  
Friede  
in ma  
in die  
nichts  
geford  
immer  
füllte  
Schen  
Schrie;  
sich.  
schöne  
füllid  
Männ  
den L  
spiken  
ließen  
tanzte  
sang:  
trauer  
zu di

Polizei war sehr aufgeregt, überstürzte sich in Wörtern: „Bürgermeister is gegomm; hat gesagt: Friede is, hat er gesagt; wahr nit?“ Die drei Pfälzer waren einen Augenblick stumm. Bei einem Pfälzer ist Stummheit der Ausdruck des gesteigerten Seelenlebens. Dann brach's los wie beim Steineabladen: Fragen, Ausrufe, Gelächter, Hohn, Zweifel. Der Polizeidiener konnte nur immer wiederholen: „Bürgermeister is gegomm; hat gesagt: Friede is, hat er gesagt; wahr nit? Is vorn in der Schenke; fragen selbst.“

Endlich sagte der Kommandant: „Des is valleicht der Friede, der uff de November prophezeit war; der hot sich valleicht 'n Monat verspät. Na gehn emol hin.“ Die Gewehre umgehängt und los. Sie stapften eilig durch das Samwetter zur Schenke. Dort saßen beim Schein einer Rembrandtferze etliche Pelznikel in großer Aufregung. Einer der Nifel war der jüngst eingesezte Bürgermeister, ein Bauer aus der Nachbarschaft. Dieser stürzte auf die drei Mannen los: „Is Friede! Is Friede!“ und war wie übergeschnappt. Man verstand sich gegenseitig sehr mangelhaft und suchte dem durch um so lauterer Schreien abzuhelfen.

Mit Hilfe des Dolmetschers wurde endlich festgestellt, daß der Ober-Kommandant in Beizany es gesagt habe. Nun mußte die Sache stimmen: prophezeit war es; der Hauptmann hatte es ausgesagt; die Sehnsucht wünschte es; es war gewiß; es war Friede. „Bier her!“ Im Polnischen ist es in mancher Hinsicht wie im Pfälzischen, auch in dieser: wer niz werd, werd Wert. Der nichtswürdige polnische Wirt brachte unaufgefordert immer mehr Bier. Man geriet in immer höhere Begeisterung. Der Tisch füllte sich mit geleerten Flaschen und die Schenke mit Pelznikeln. Man lachte; man schrie; man trank Brüderschaft; man küßte sich. Das tut sonst ein Pfälzer nur bei schönen Mädchen; aber die Polen sind ein kußlich Volk. Dort küssen sich auch die Männer auf die Backen, auf den Mund, auf den Bart, auf die Hände, auf die Stiefelspitzen, auf den Fußboden. Auch die Pfälzer ließen sich küssen und küßten wieder. Man tanzte; man dampfte; man schwitzte; man sang: „O Mudder weine nicht, sei nicht so trauerisch! Bald kehrt ein Landsturmann zu dir zurück!“ Der Boden zitterte; die

Gläser und Flaschen klirrten; eine Ziehharmonika sprachte; man schwamm in Bier und Entzuden: Herrgott, Freude! Nur die polnische Sterze teilte die Begeisterung nicht; sie verbreitete ihr geiziges Flimmerlicht und pfusete von Zeit zu Zeit wie eine böse Rage. Darum kümmerte sich aber niemand.

Als die Wonne ihren Höhepunkt und das Bier ein Ende erreicht hatte und das ganze Blochhaus wankte vor Begeisterung, stürzte der Polizeidiener herein, drängte sich zum Kommandanten durch und meldete wüthernd: „Is verfluchte Boier wieder da! Macht Streit!“ Dieser „verfluchte Boier“ (d. h. Bauer, nicht etwa „Bayer“) war ein rauflustiger Bauernburtsche, mit dem der Polizeidiener vor kurzem einen Zusammenstoß gehabt hatte. Er hatte dem Burtschen mit dem Seitengewehr einen wuchtigen Hieb auf den Schädel versetzt. Dafür hatte der Kaufbold Rache geschworen und lauerte dem Polizisten auf. In dieser Nacht war er wieder mit einigen Burtschen gekommen und hatte den Juden überfallen. Dieser hatte Hilfe bekommen, und somit war auf dem Marktplatz eine regelrechte Keilerei entstanden. Es war beinahe wie daheim.

Aber der Kommandant war empört: Hier feierte man das Friedensfest, und diese Bande raufte sich! Er ergriff das Gewehr und stürmte hinaus. Draußen empfingen ihn Wind, Nacht und der Tumult einer Keilerei. Er stürzt auf den Marktplatz; er reißt das Gewehr herunter; er zielt in der Richtung Polarstern; er drückt ab: ein furchtbarer Knall aus Modell 71 zerreißt den Lärm der Keilerei. Der Lärm verstummt; Geschlurfe, Gepatsche. Nur der Wind pfeift noch. Einsam steht der Kommandant in der Nacht. Er lächelt selig: „An der Weichsel fern im Osten steht ein Soldat auf seinem Posten.“ Die Ordnung ist hergestellt; der Friede kann endgültig einziehen. Er geht ins Quartier. Da der Boden schlüpfrig und uneben ist, geht er etwas schwankend. Im Quartier findet er die beiden Kameraden schnarchend, alarmbereit mit Modell 71 im Arm. Der Schreckschuß hatte auch dem Friedensfest ein jähes Ende bereitet.

Bald schläft auch der Kommandant. In der Schenke schlafen die Pelznikel voll Bier und Frieden auf Bänken oder am Boden. Die Sterze hatte sich in ihrer Wut

ausgepufftet. Sogar das Schnarchen war verstummt. Eine Zeit lang huschten die Ratten über die umherliegenden Äfel; dann schliefen auch sie. Es schliefen die Juden; es schliefen die Bauern; es schlief der Kaufbold. Der Wind hatte sich gelegt. Zwischen den Wolkenrissen hindurch blinzelte behaglich schläfrig der Mond. Stumm standen die schwarzen Blockhäuser auf der weißen Erde. Wenn es einer auch nicht geglaubt hätte; jetzt mußte er's glauben: in Agrypiszki wenigstens war Friede.

Am andern Morgen ist man etwas bekommen; man traut nicht mehr recht. Vater macht überhaupt nachdenklich. Viner zeigt es aber, sondern jeder versteckt seine Zweifel hinter einer lärmenden Zuversicht: „Heil summt die Ableesung! Morische geht's heim!“ Vorläufig kam aber keine Ablösung, dafür am dritten Tage der „Kalif“. Das war ein anderer Gefreiter; er war Schreiber auf der Kommandantur und hieß so, weil er in dieser Eigenschaft sehr häufig wie der weise Kalif Garun al Raschid ohne Gefesbuch durch seine Gefreiterweisheit die verwickeltesten Rechtshändel zu schlichten hatte, wie Ehescheidungen, Eehändel, Eheversprechen, Vaterbestimmungen, Viehdiebstähle, Kaufereien, Betrügereien. Das alles entschied er mit kalifiger Weisheit „einstweilig.“ Der Kalif also kam. Man habe auf der Kommandantur gehört von einer Revolte und Schießerei in Agrypiszki, und doch käme keine Meldung. „Ei, 's is doch Friede!“ Der Kalif verstand lange nicht. Als er aber verstanden hatte, verschwand er. Nach weiteren drei bänglichen Tagen erdies die Ablösung. Jakob, Peter und Philipp marschierten ziemlich wortfarg nach Weizany zur Kommandantur. Der Hauptmann schaute die drei Pfälzer an; sie standen stramm vor ihm wie die Laternenpfähle in der Heimat. Dann deutete er zuerst auf den Ellenbogen und schüttelte dazu den Kopf; darnach tupfte er sich auf die Stirne und nickte eifrig. Die drei verstanden und traten ab und gerieten draußen in einen Spießrutengang von kameradschaftlichen Fragen und Anzäpfungen, und des Gelächters war kein Ende.

Wie war aber der Friede von Agrypiszki zustande gekommen? Der Bürgermeister war dem Hauptmann mit Dolmetscherhilfe in einer unmöglichen Angelegenheit allzu

lästig gefallen. Um ihn los zu werden, hatte ihm der Hauptmann zutraulich auf die Schulter geklopft und dazu gesagt: „Seele, sei zufrieden!“ Nun verstand der Bauer einige deutsche Wörter, auch das Wort „Friede.“ Mehrmals hatte er noch aufgeregt und unverständlich zurück gefragt. Der Hauptmann hatte mit Engelsgeduld mehrmals wiederholt: „Seele, sei zufrieden!“

Diese Friedenskunde hatte der Bürgermeister nach Agrypiszki gebracht. Dort war sie auf friedenssehnsüchtige, phantasiebegabte Pfälzer Gemüter getroffen, und im Verein mit der berühmten Prophezeiung war der Friede von Agrypiszki zustande gekommen.

### Die Toten des Weltkrieges 1914–1918.

	Rußland	1 700 000
	Deutschland	1 611 104
	Frankreich	1 385 300
	England	898 824
	Oesterreich-Ungarn.	800 000
	Italien	800 000
	Serbien	322 000
	Türkei	300 000
	Bulgarien	201 244
	Rumänien	200 000
	Berein. Staaten	67 813
	Belgien	50 000
	Montenegro	50 000
	Griechenland	15 000
	Portugal	4 000
	Japan	300
	Gesamt-Summe	8 405 585

## ♦ ♦ ♦ Die deutsche Wacht zur See. ♦ ♦ ♦

Von E. Ulrich.

Als am 21. November 1918 abends wenige Minuten vor 4 Uhr die deutsche Kriegsflagge von den Masten der an die Engländer im Firth of Forth ausgelieferten Schlachtflotte niederging, als sich auf den Gesichtern der von ihren Befehlsposten an Deck geeilten Mannschaften der englischen, amerikanischen und französischen Schiffe spöttischer Hohn widerspiegelte angesichts dieses Schauspiels, das ihnen hier die Gewässer von Rosyth boten und von dem sie noch wenige Wochen zuvor auch in ihren kühnsten Hoffnungen nicht zu träumen gewagt hatten, da fand damit der Krieg zur See seinen für das deutsche Volk ganz unerwarteten Abschluß. Fachleute die mehr wußten, als was die Zensur durch die Tageszeitungen bekannt werden ließ, hatten schon lange zuvor mit Schrecken den Zusammenbruch des Geistes der Marine festgestellt, sie hatten die Klüft zwischen den Befehlshabern und den Matrosen immer größer werden und das gegenseitige Vertrauen schwinden sehen.

Während die neue Regierung des Prinzen Max von Baden von Berlin aus amtlich und mit großer Energie eine Politik der Verständigung selbst gegen den Widerstand der Kreise um Ludendorff durchzudrücken sich bemühte, ging auf unsern Linien Schiffen, den Schlachtkreuzern und Torpedobooten durch die Reihen der Matrosen immer wieder das Gerücht von einem nahe bevorstehenden Gewaltstreich der deutschen Schlachtenflotte gegen die überlegene englische Seemacht. Abschiedsbriefe von Offizieren, Ansammlungen von Geschwadern und andere sich häufende Anzeichen schienen unseren Blaujacken die Richtigkeit dieser Pläne zu bestätigen. Und da geschah nun das Unerwartete: Es kam Befehl zum Auslaufen, angeblich zu Übungsfahrten und Geschwader-Manövern, und immer, wenn die Flotte sich der deutschen Hoheitsgrenze näherte, da verlöschten die Feuer, die Maschinen standen still.

Wer die Geschichte unserer jungen Flotte vom militärischen Standpunkt aus vorurteilsfrei betrachtet, der mußte schon auf die Nachrichten, die Ende Oktober über die Zustände in Kiel durchsickerten, zugeben, daß

sie aufgehört hatte, ein brauchbares Werkzeug in der Hand der Obersten Heeresleitung zu sein, ja, daß vielleicht ihr Todesurteil überhaupt und für alle Zeit damit ausgesprochen sei.

Es würde zu weit führen, den Gründen nachzuforschen, die schließlich zum Zusammenbruch der Disziplin führten. Tatsache ist, daß am 31. Oktober 1918 vor der Einfahrt von Wilhelmshaven die ganze deutsche Flotte beieinanderlag und daß 600 Meuterer von den beiden Panzerschiffen „Thüringen“ und „Helgoland“ verhaftet und abgeführt wurden. Schon am 1. November 1918 fand in Kiel eine Matrosenversammlung im Gewerkschaftshause statt. Die nächsten Tage brachten Massenansammlungen und Straßenkämpfe, bis am 4. November der neu gegründete Soldatenrat in seinem vom Gouverneur von Kiel, dem Admiral Souchon, anerkannten und später auch von dem in den deutschen Kriegshafen geeilten Staatssekretär Haußmann bestätigten Beschluß es durchsetzen konnte, daß die Ausfahrt der Flotte ein für allemal verboten wurde. In der Frühe des 5. November wehten auf den Schiffen der kaiserlichen Marine die roten Fahnen.

Wir wollen in diesen Spalten von der Geschichte unserer deutschen Seemacht nicht Abschied nehmen, ohne uns wenigstens in groben Umrissen noch einmal die Leistungen zu vergegenwärtigen, durch die sie mehr als 4 Jahre lang heldenhaft die Seefront behauptet und sich auch bei unseren Gegnern Hochachtung errungen hat.

Jeder Deutsche wird stets mit Stolz auf die Geschichte unserer Flotte zurückblicken, wenn er der erfolggekrönten Leistungen einzelner Schiffe und kleiner Verbände bis zum Ruhmestag unserer Hochseeflotte, der Schlacht vor dem Skagerrak gedenkt. Manches liegt ja weit, weit zurück und ist bei den großen und vielen Ereignissen zu Wasser und zu Lande in der Erinnerung etwas verblaßt, aber die Taten der „Emden“, der „Karlsruhe“, der „Königsberg“, „Göben“, „Breslau“ und „Emden II“, des Speeschen Geschwaders bei Coronel und bei den Falklandsinseln, die Vorstöße gegen die englische Küste und in den Kanal, die Kaperfahrten

der „Möwe“, die Verteidigung von Tsingtau, die Kämpfe an der flandrischen Küste, vor Libau und Riga, und die Luftschifffahrten nach England gehören der Geschichte an und bleiben uns unvergänglich.

Alle die hier kurz angeführten Taten gleichen mehr Handlungen auf der offenen Bühne, während alles Uebrige, die ständige, mühevollste Arbeit auf der Küstenwacht und bei der Aufklärung, zur Schlagfertigkeit und Übung, zum Schutz und zur Abwehr gewissermaßen hinter den Kulissen vor sich ging. Mehr oder weniger sind unsere Flottenmannschaften (Marineinfanterie und Marineartillerie) überall dabei beteiligt gewesen, wo sie überhaupt Verwendung finden konnten. Im Mittelmeer haben sie französische Häfen an der afrikanischen Küste beschossen, den indischen Atlantischen Ozean

haben sie lange Zeit unsicher gemacht, an den Dardanellen haben sie mitgefochten und den Engländern und Franzosen den Marsch nach Konstantinopel verlegt, die türkische Flotte ist von ihnen wieder seetüchtig gemacht worden, und im Schwarzen Meer fühlte die russische Flotte ihren starken Arm. Am Tigris widerstanden sie zu Wasser und zu Land dem englischen Anriff, Antwerpen haben sie mit erobert, ebenso die Küste von Flandern und hielten in jahrelangem Kampf dieses wichtige Ausfallstor gegen England; die englischen Küsten spielten sie mit Minen,

über die Donau führten sie in Landungsbooten einen Teil von Radensens Heer, Libau halfen sie bezwingen, in der Ostsee schützten sie die deutschen Handelsschiffe gegen englische und russische Unterseeboote und an der Nordseeküste standen sie als scharfe Wacht gegen etwaige Handstreichende der Gegner. Wahrlich genug für eine Wehr, die nach den Forderungen englischer Zeitungs-schreiber und Maulhelden nur ein Spielzeug sei, das im Kriegsfall

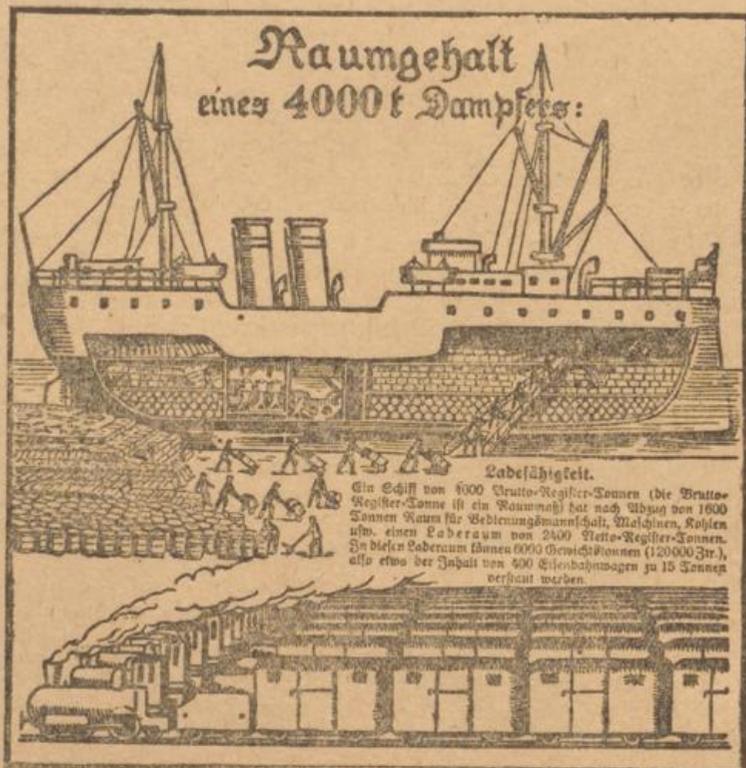
binnen 24 Stunden in der Tiefe des Meeres liegen werde. Und das alles wurde als so selbstverständlich angesehen, daß es kaum für erwähnenswert befunden wird.

Nur wenn Schiffe mit Bannware als besonders guter Fang eingebracht wurden, wenn ein U-Boot tausende Tonnen Schiffsraum in kurzer Zeit versenkte, wenn ein Vorstoß gut

gelang, und wenn es galt, die läugerischen Großsprecherien und die gemeinen Verhehungen feindlicher Zeitungen zu entkräften, wurde darüber etwas, und dann nur so kurz wie nur möglich berichtet, ohne dabei auch nur ein Wort über die Schwierigkeiten und die überwundenen Gefahren zu verlieren.

Die deutsche Flotte war vorhanden und dieses Dasein allein genügte, um wenigstens in vielen Beziehungen den Seeräuberien englischer Kriegsführung entgegenzutreten. Abretwooen sah sich England genötigt,

Schiff  
ländig  
Indis  
Heima  
Lande  
muß  
Wacht  
werden  
auch  
über  
haben  
englis  
allein  
schiebe  
englis  
Torpe  
haben  
die  
Gefech  
raf  
geschl  
geleis  
griff  
sucht.  
rump  
beide  
sind  
gesch  
seebo  
zeuge  
früh  
zeuge  
der  
waren  
und  
Schut  
zur  
wo  
feind  
würf  
der  
Der  
gepla  
unser  
fan  
fänge  
mehr  
verfu  
verfu  
griffe  
ders  
Unter  
meist  
Besch



t = Tonne (Registertonne) ist ein Raummaß von 100 Kubikfuß oder 2,83 Kubikmeter.

Schiffe und Mannschaften aus dem Mittel-  
ländischen und Ägäischen Meere, aus dem  
Indischen und Atlantischen Ozean nach der  
Heimat zu ziehen, um die Küsten des eignen  
Landes zu schützen; dieses Druckes wegen  
mußte Frankreichs verachteter Flotte die  
Wacht im Mitteländischen Meere überlassen  
werden, die Ergebnisse davon haben sich  
auch bald darnach gezeigt. Auf dem Wasser,  
über dem Wasser und unter dem Wasser  
haben die Deutschen ihre Waffen nach den  
englischen Inseln getragen, über 50mal  
allein die deutschen Marineluftschiffe, ver-  
schiedene Male haben unsere Kreuzer die  
englischen Küsten beschossen, sind deutsche  
Torpedoboote in den Kanal eingedrungen,  
haben deutsche Unterseeboote die Themse und  
die Frische See heimgesucht und auch die  
Gefechte sowie die Schlacht vor dem Skager-  
rak sind außerhalb der deutschen Gewässer  
geschlagen worden. Und was hat England  
geleistet? Einen einzigen wirklichen An-  
griff hat es gewagt, und einen zweiten ver-  
sucht. Beide waren dabei nur als Ueber-  
rumpelungen mit Flugzeugen gedacht und  
beide mißlingen. Das erste Unternehmen  
sah am 25. Dezember 1914 statt. Mehrere  
geschützte Kreuzer, Torpedoboote und Unter-  
seeboote, die ein Transportschiff mit Flug-  
zeugen begleiteten, erschienen gegen 5 Uhr  
früh in der Nordsee und setzten 9 Flug-  
zeuge aus. Aber kaum waren die ersten in  
der Richtung nach Cuxhaven aufgeflogen, so  
waren deutscherseits schon zwei Zeppeline  
und mehrere Flugzeuge ebenfalls unter  
Schutz von Torpedobootten und U-Booten  
zur Stelle und schickten den Feind dorthin,  
wo er hergekommen war. Auf mehreren  
feindlichen Schiffen wurden durch Bomben-  
würfe Brandwirkungen erzielt und sechs  
der feindlichen Flugzeuge gänzlich verloren.  
Der am 4. Juli 1915 in großem Umfang  
geplante Versuch, einen Luftangriff auf  
unsere Nordseestützpunkte zu unternehmen,  
kam überhaupt nicht über die ersten An-  
fänge hinaus; die Engländer wurden viel-  
mehr schon bei der Insel Terselling zum  
verlustreichen Rückzug gezwungen. Dagegen  
versuchten die Engländer verschiedene An-  
griffe auf die Küste von Flandern, beson-  
ders um unsere dortigen Torpedoboot- und  
Unterseebootstützpunkte zu zerstören. Dies  
meist kleinen Unternehmungen, bestehend in  
Beschließung der Küstenorte durch Kriegs-

schiffe, Monitore, Flugzeuge, auch der toll-  
kühne Angriff auf die Mol: von Seebrügge  
und der Versuch in der Nacht vom 21. zum  
23. April 1918 die Hafeneinfahrt von Ost-  
ende durch Versenkung des Kreuzers „Win-  
dictive“ zu sperren, sind jedesmal restlos  
abgewiesen worden. Dafür wurde von  
unserer Seite aus die Ueberwachung des  
holländisch-englischen Seeverkehrs immer  
strenger durchgeführt, und manch glücklicher  
Fang ist zur Verzweiflung der Engländer  
gelungen.

Unsere Flotte im Verein mit unseren  
Verbündeten — vor den Dardanellen sind  
ja auch verschiedene englische Schiffe ge-  
blieben — hat den Engländern, d. h. der  
englischen Kriegsmarine über 550 000  
Tonnen Verluste zugefügt, ohne daß Hilfs-  
kreuzer, Fischdampfer und ähnliche Fahr-  
zeuge, die im Dienste der englischen Kriegs-  
marine stehen, eingerechnet sind. Demnach  
sind bisher an reinen Kriegsschiffen über  
ein Viertel der englischen Flotte, nach der  
Stärke bei Kriegsbeginn berechnet, ausge-  
schaltet worden. Dazu kommen noch die  
französischen Verluste, die am Ende des  
zweiten Kriegsjahres 40 000, die russischen,  
die 28 000 Tonnen betragen. Die Italiener  
verloren in der gleichen Zeit rd. 34 000 Ton-  
nen, hauptsächlich durch die österreichisch-  
ungarische Kriegsmarine. Späterhin sind  
bei allen feindlichen Flotten noch weitere,  
zum Teil sogar recht erhebliche Verluste hin-  
zugekommen. Sicherlich sind die englischen  
noch viel bedeutender. Versuche, diese zu  
vertuschen, sind trotz der Gewandtheit des  
Verschweigens mehrmals erwiesen worden,  
daß z. B. die Schlacht bei den Falklands-  
Inseln für die Engländer verlustlos abge-  
laufen sein soll, glaubt kein Einsichtiger,  
dafür lagen nach ihr zu viel schwerbeschädigte  
Schiffe in englischen Docks; und nach der  
Schlacht vor dem Skagerrak ist es noch viel  
schlimmer gewesen, denn ohne Grund sind  
die Nordseehäfen Englands danach nicht für  
die Neutralen gesperrt worden.

Bei der Handelsflotte sind die Verlust-  
zahlen noch viel höher. Am Ende des zwei-  
ten Kriegsjahres hatten unsere Gegner etwa  
2 800 000 Tonnen Handelschiffe durch  
unsere Unterseeboote, Minen und Kreuzer  
verloren. Davon entfallen rund 2 200 000  
allein auf England; das ist über ein Zehntel  
der Handelschiffstonnage Englands am



## + + + + + Gesandtenmorde. + + + + +

Von Friedrich Wagner.

Gesandte, das sind im weitesten Sinne beglaubigte Vertreter ihres Souveräns oder Staates an fremden Höfen. In allen zivilisierten Staaten, die als zur Völkerrechtsgemeinschaft gehörig anerkannt sind, sind sie unverletzlich. Ja sogar auch dann, wenn sie die Rechtsordnung des Staates, bei dem sie beglaubigt sind, verletzen. Vergehen oder Verbrechen gegen Gesandte gehören deshalb in allen kulturellen Staaten zu den größten Seltenheiten. Wo sie trotzdem vorgekommen sind, geschah es meistens in Zeiten hochgehender politischer Erregung, im Wirrwarr des Siedepunktes politischer Leidenschaften.

Die neueste Völkerrechtsverletzung, die Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau Grafen Wilhelm v. Mirbach, ist ebenfalls

zu diesen Verbrechen zu rechnen, obwohl es sich hier um kaltblütig überlegten Mord handelt, angestiftet zum Zwecke des Schaffens einer neuen politischen Lage.

Durch diesen Mord aber sind Erinnerungen wachgerufen an zwei gleichartige Verbrechen, die heute noch wie ein dunkler Schatten der Weltgeschichte in die Jetztzeit ragen und die rechtlichen Gefühle der Menschheit belasten.

Am 28. April 1799 wurden die Gesandten des damaligen Pariser Direktoriums, Bonnier d'Arco und Roberjot, bei Rastatt ermordet. Diese Tat lebt heute noch in der

Erinnerung der Nachwelt als der Rastatter Gesandtenmord.

Rastatt, ein kleines hübsch gelegenes Städtchen an der Murg in Baden, war damals der Sitz des Kongresses, der die französischen Revolutionskriege mit dem Deutschen Reich beenden sollte, nachdem der Friede von Campo-Formio (in der italienischen Provinz Udine) vorausgegangen war, und in welchem Oesterreich in geheimen Artikeln Frankreich die Abtretung des linken Rheinufers zugestand. Die deutschen Fürsten, die

hier regierten, sollten anderweitig entschädigt werden, und diese Aufgaben sollte der Kongreß zu Rastatt lösen.

Die Verhandlungen gingen sehr schleppend vor sich, was ja auch mit den damaligen Verkehrsverhält-

nissen zusammenhängen mochte. Notwendige Rückfragen an die verschiedenen Regierungen seitens ihrer Vertreter waren oft wochenlang unterwegs, da als einzige schnellere Verbindungen nur der Relaisverkehr bestand.

Noch während dieser Verhandlungen bildete sich eine zweite große Koalition gegen Frankreich, das damals, wie heute Rußland, in den Zuckungen der Revolution lag, an deren Spitze der Kaiser von Rußland trat und der Oesterreich, Großbritannien, die Türkei, Portugal, Neapel und Rom beitraten. Die Folge war die Abberufung der kaiserlich-oesterreichischen Gesandten aus Rastatt.



Gesandtenmord in Rastatt.

Die französischen Gesandten jedoch, deren Tätigkeit während der jahrelangen Verhandlungen in Rastatt auch darin bestand, politische Fäden zu den verschiedenen süddeutschen Höfen zu spinnen und wenn möglich einen Bund der süddeutschen Staaten ins Leben zu rufen, natürlich in Anlehnung an Frankreich, blieben trotz der neuen Sachlage weiter in Rastatt.

Inzwischen begannen die Operationen der Heere der zweiten Koalition gegen Frankreich. Im Verlaufe derselben erschien Erzherzog Karl, der spätere Sieger von Aspern über Napoleon, mit einer Armee in der Nähe Rastatts, und der Kommandant eines vorgeschobenen Truppenteils erklärte den französischen Gesandten, daß Rastatt nicht mehr als Kongressort gelten und also diplomatischen Schutz nicht mehr genießen könne. Jetzt erst packten die Franzosen ihre Koffer und verlangten von dem Obersten Barbaczy des Szeckler ungarischen Husarenregiments freies Geleit, welches ihnen gewährt wurde.

In der Nacht vom 27. zum 28. April 1799 reisten die vier französischen Gesandten mit Frauen und Dienerschaft aus Rastatt ab. Und jetzt beginnt die Tragödie. Kaum hatten sie die Stadt in der Richtung nach Mittersdorf verlassen, als sie von Szeckler Husaren überfallen wurden. Roberjot und Bonnier wurden ermordet, Jean de Bry und Sekretär Rosenstiel entkamen verwundet nach Rastatt zurück. Ersterer entkam dadurch, daß er sich blutend in einen Graben wälzte und dadurch unbeachtet blieb.

Die Tat selbst hat damals überall, wohin die Kunde drang, großes Aufsehen gemacht. Sie wird ewig ein dunkler Punkt der Geschichtsforschung bleiben. Es tauchten sofort Stimmen auf, die Oesterreich die Urheberenschaft an dem Morde zur Last legten, das großes Interesse an den Papieren der Gesandten haben mußte.

Eine Untersuchung wurde durch den vornehmen Erzherzog Karl eingeleitet. Aber auch damals jagten sich die politischen Ereignisse, wie heute, im Tempo einer erregten Zeitperiode. Das Ergebnis der Untersuchung war ein negatives. Auch die Geschichtsforschung hat nicht vermocht, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Und so liegt ein geheimnisvolles Dunkel über dem Rastatter Gesandtenmord bis auf den heutigen Tag.

Die Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherrn Clemens von Ketteler, am 16. Juni 1900 wird vielen unserer Leser noch in Erinnerung sein.

In China, dem Land Chronischen Fremdenhasses, gingen damals, Ausgang des 19. Jahrhunderts, die Wogen der Empörung gegen die fremden „Eindringlinge“ besonders hoch. Die unverständige Regierung der Kaiserin-Mutter sympathisierte im Geheimen mit der fremdenfeindlichen Bewegung, Banden bildeten sich, kurz Gärungen besonders in der Provinz Tschili, deren Hauptstadt Peking ist, begannen und richteten sich besonders gegen die angrenzenden Fremdenniederlassungen, darunter vor allem Kiautschou.

Die europäischen Großmächte sandten Schutzdetachements nach Peking, um ihre Landsmannschaften gegen die beginnende Boxerbewegung zu schützen.

Ketteler, der nach dem Eintreffen der ersten Marinemannschaften von den vor Kiautschou liegenden deutschen Kriegsschiffen sich sicher fühlte, auch wohl allzusehr auf seine Unverletzbarkeit als Gesandter pochte, oder getäuscht durch die List der Chinesen, die es verstanden, eine Pause der Ruhe und vielleicht damit ein Einschlafen der fremdenfeindlichen Bewegung vorzugaukeln, wurde auf einem Dienstweg zur Gesandtschaft von einem Soldaten ermordet. Dieser Schuß war das Signal zum Beginn des blutig verlaufenen Boxeraufstandes. Monatlang wurden die europäischen Gesandtschaften in ihren Heimen in den Straßen Pekings belagert bis endlich europäische Entsatztruppen unter dem englischen Admiral Seymour sie befreiten.

Dieser Mord fand seine Sühne. Die chinesische Regierung sorgte für Bestrafung des Mörders, entsandte einen kaiserlichen Prinzen zum „Kotau“ nach Berlin und ließ in Peking und Berlin Sühnedenkmalen errichten.

Aus einer zeitgemäßen Rede. „Wenn wir unsere Steuerzettel betrachten und von der großen Vermögensabgabe und ihren kleineren Schwestern lesen, dann werden wir aus vollem Herzen mit dem Dichter ausrufen: Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an!“ (Kladd.)

„Gli  
im C  
ohne d  
zu etw  
nen er  
daß an  
Ausna  
sorgt,  
macher  
Spibbr  
in un  
Kraut  
gern b  
Klein  
Einbr  
geistvo  
nen, n  
den.  
davon  
besond  
alles f  
Augen  
z. B. e  
licher  
und f  
einem  
Schred  
ganze  
einem  
Besuch  
titliche  
sein ge  
ter zu  
Ermar  
Komm  
tes be  
Siege  
gerabb  
Justiz  
der, de  
in das  
abgedr  
währe  
eine W  
Ueberz  
des Ho  
stellt,

\*) Au  
statt, s  
ausjatt.

## Gauernerpech. \*)

Von Oskar Klein.

„Glück muß der Mensch haben“, heißt es im Sprichwort, und in der Tat kann man ohne diese löbliche Eigenschaft es nicht gut zu etwas bringen. Glück in seinem Beginnen erstrebt wohl jeder und daher ist es klar, daß auch die Herren Gauerner darin keine Ausnahme machen. Freilich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn es ist gar nicht so leicht ein Spitzbube zu sein, wie die Mitglieder dieser in unserer herrlichen Zeit gar mächtig ins Kraut geschossenen edlen Bruderschaft gewiß gern bestätigen werden. Da gibt es tausend Kleinig- und Nichtigkeiten, die den schönsten Einbruch, den elegantesten Diebstahl, die geistvollste Räuberei zu Wasser machen können, wenn sie begangen oder versäumt werden. Das ist dann Pech und wird von dem davon Betroffenen schmerzlich empfunden, besonders schmerzlich natürlich dann, wenn alles soweit klappte und die Sache im letzten Augenblick noch schief geht. So erging es z. B. einem Spitzbuben, der wohl etwas graulicher Natur war, bei einem Arzt einbrach und sich in dessen Studierzimmer plötzlich einem Skelett gegenüber sah, er fiel vor Schreck in Schreikrämpfe und heulte das ganze Haus zusammen. Ein anderer, der einem Delikatessengeschäft einen nächtlichen Besuch abstattete, biß so kräftig in ein appetitliches Stück Schweizerkäse hinein, daß sich sein ganzes Gebiß darin abdrückte, was später zu seiner Entdeckung führte. In der Ermangelung eines Betschaftes drückte ein Kommiss, der einen Geldbrief seines Inhaltes geraubt hatte, seinen Daumen auf den Siegellack und stellte so den schönsten Fingerabdruck her, der ihn eben so sicher der Justiz überlieferte, wie einen Einbrecher, der, dem Andern leuchtend, seinen Daumen in das von dem Licht herabgetropfte Wachs abgedrückt hatte. Bekannt ist die tatsächlich wahre Geschichte von dem Spitzbuben, der eine Weckeruhr gestohlen und unter seinem Ueberzieher versteckt hatte, beim Verlassen des Hauses von dem Pförtner zur Rede gestellt, gab er sich für einen harmlosen Be-

sucher aus und wäre beinahe entkommen, wenn nicht im letzten Augenblick der Wecker zu läuten angefangen hätte, der Leichtsinige hatte versäumt ihn abzustellen und mußte diese Bummelerei nun im Gefängnis büßen. Ein Spitzbube, der einem Advokaten einen Ueberzieher in einem Restaurant gestohlen und sofort versteckt hatte, wurde dadurch dingfest gemacht, daß der Bestohlene ein Inserat in den Zeitungen erließ, laut welchem er in dem Kragen seines Ueberziehers 3000 Mark eingenäht hätte, weshalb der Verlust für ihn doppelt schmerzlich sei. Der Dieb hatte nun nichts Siligeres zu tun, als in das Leihhaus zu stürzen, um den Ueberzieher wieder auszulösen und sich der drei Braunen zu bemächtigen, wobei er natürlich der ihn im Pfandhaus erwartenden Polizei schnurstracks in die Hände lief. Pech! Ein alter Gauerner hatte das Malheur sich bei seinen Einbrüchen, er war Spezialist für Gasthäuser und Weinhandlungen, regelmäßig so toll und voll zu trinken, daß er nicht mehr weiter konnte und am Orte seiner Bemühungen fest einschliefe. Beim Erwachen sah er sich dann regelmäßig der Polizei gegenüber, was diesem geborenen Pechvogel nicht weniger als neunmal passiert sein soll. Pech hatte auch ein Taschendieb, der einer Kellnerin ein silbernes Portemonnaie aus dem Kleide gestohlen hatte, als sie auf dem Wege zu ihrer Arbeitsstelle war. Noch am selben Tage bot er es einem jungen Mädchen in einem Gasthause zum Kauf an und war nicht wenig erstaunt, als dasselbe sofort einen Schutzmann herbeiholte und ihn festnehmen ließ, der Unglückswurm hatte der Bestohlenen selbst ihr Eigentum zum Kauf angeboten. Vor einigen Jahren stahlen zwei Russen einem jungen Berliner die Briefftasche mit einigen hundert Mark und entkamen. Als Tags darauf der Bestohlene an einer Litfassäule stand, kamen die Beiden zufällig an ihm vorüber, erkannten ihn sofort und der eine sagte lachend auf Russisch zum andern: „Dort ist ja das Rindvieh, dem wir gestern die Briefftasche ausgeführt haben“, im selben Augenblick hatte der Berliner auch schon alle beide am Kragen, es war ein Sprachlehrer, der auch Russisch verstand und die beiden

\*) Aus „Für die Familie“, illust. Familienblatt, Kurt Hammel'sche Druckerei und Verlagsanstalt, Berlin-Charlottenburg.



## Heitere Ede.

**Heder und die Dichter.** Als Heder nach dem Festschlagen seines Aufstandes in Baden nach der Schweiz flüchtete, hielt er sich mit seinen Freunden zu Wittenz im Kanton Basel-Land auf. Obgleich Wittenz zu einem „Wallfahrtsort für deutsche Republikaner“ ward, war Heder oft sehr mißmutig; namentlich regte er sich sehr über die in den Zeitungen über ihn verbreiteten Unwahrheiten auf. Zuweilen schien es, als sei er zum Menschenfeind geworden, und es kam darum zu komischen Szenen mit den ihn überlaufenden Verehrern. So erschien eines Tages bei ihm ein junger Jungschmied aus Eberbach, namens Hüb Daniel Badtsch, der einigermaßen erträgliche Verse machte und ein glühender Verehrer Heders war. Badtsch hatte seinen Heros angebetet und nahm die entsprechende Positur ein, um seine Verse vorzutragen. Er erfuhr aber, wie ein Augenzeuge sagt, zur Salzsäule, als Heder ihn aramisch unterbrach: „Himmelsdonnerwetter, sind denn heute alle Professoren, Narren und Enthufianen auf mich losgelassen?!“ Der arme Dichter entwich voller Bestürzung, und seitdem behauptete er, der größte Mensch sei — Heder.

**Schwäbisch.** Ein Fahrgast betritt den Nichtraucherwagen der Stuttgarter Strassenbahn mit brennender Pfeife und raucht, nachdem er Platz genommen hat, unverdrossen weiter. Auf das Unzulässige seiner Handlungsweise macht ihn der Schaffner mit folgenden Worten aufmerksam: „Do sinna derf net a'raucht werdel! Könnet se net leia? Do stoh't's doch ganz deutlich: Rauchen verboten!“ — „Recht muß i aber amol domm froga“, erwiderte der Fahrgast, „unnaß mer des Alles besolge, was do oba stoh't?“ — „Des isst doch ganz klar“, sagt der Schaffner. — „No wägerle“, verfecht hierauf der Fahrgast, „do stoh't doch au: trinkt Bitterwasser! Sauset Sie viellecht Bitterwasser?“

Zwei Glässer stehen vor einem Plakate, betrachten sich von oben bis unten das Ding, von dem aber nichts in ihr Verhältniß eindringt als die blau-weiß-rote Umrahmung. Nach einer Weile ratlosen Schweigens, sagt der eine kopfschüttelnd und verärgert zum andern: „Recht han sie des Ding widder franzoesisch a'schriewe, 'ah es numme d' Schwowe verstehen. Sie solle's doch ditsch schriewe, 'ah mir Glässer 's an lese könnel!“ (Simplizissimus.)

**Der Kenner.** „Ich bin selbst sehr musikalisch“, sagte der Besitzer eines Kinetheaters zu seinem neuen Kapellmeister. „Darum wünsche ich, daß Sie bei Ihren Vorträgen auch meinen Geschmack berücksichtigen. Hier haben Sie ein Verzeichnis von fünfzig klassischen Stücken. Wenn Sie auch nur eins davon spielen, fliegen Sie raus!“

Macht. ext. Bad. der Siegerbund-Kalender 1920.

Müller und Schulze unterhalten sich über die Frage, wer Herr im Hause sei — der Mann oder die Frau. — „Ich bin das Haupt meiner Familie“, behauptete Schulze stolz, „denn ich bin ihr Ernährer!“ — „Dum!“ meinte Müller, „wir haben das so gemacht: Bevor wir heirateten, haben wir abgemacht, daß ich in allen wichtigen und einschneidenden Fragen zu bestimmen hätte, während meine Frau sich nur um die Kleinigkeiten zu kümmern braucht.“ — „Na — und wie geht's?“ fragte Schulze. — Müller lächelte. „O, danke — ganz gut! Bisher gab's nur Kleinigkeiten!“

**Volksmedizin.** Als die alte Frau krause so jähbar vom „Reißen“ geplagt war, brachte ihr der besorgte Schwiegersohn ein Meer-schweinchenpaar. Sie mühe diese Tierchen ins Bett mitzunehmen. Meer-schweinchen seien ein glänzendes Mittel gegen Reißen. — Was tut der Mensch nicht gegen das Reißen? Frau krause nahm die Meer-schweinchen zu sich ins Bett. — Aber als wir sie ein paar Tage später besuchten, sah sie auf dem Sopha und ror. — „Aber beste Frau krause — was wollen Sie? Sie gehören ins Bett!“ — Sie wehrte wehmütig ab. — „Ich kann nicht, da sind die Meer-schweinchen drin. Sie haben Junge gekriegt.“

**Mindermund.** Das Fräulein im Kindergarten verbreitet sich über die Tugenden der Tiere. „Und nun, Kinder, wer von Euch kann mir ein Tierlein nennen, das in seiner Arbeit nimmer ermüdet?“ — Ein Finger geht hoch. „Die Biene.“ — „Richtig, die emsige Biene.“ — Ein zweiter Finger schnell auf: „Die Ameise.“ — „Wer weiß noch eines?“ — Da erhebt sich das weißkopfige Töchterlein des Briefträgers, Nummer neun unter elf Geschwistern: „Der Storch!“ (Jugend.)

**Gemüthlich.** Taschenspieler: „Und nun, geehrte Herrschaften, werde ich eine Dame aus Ihrer Mitte verschwinden lassen. Bitte zu bestimmen, welche es sein soll!“ — Stimme aus dem Hintergrunde: „Die, die nachher singen will!“ (Klegende Mütter.)

**Reiseandenken.** „Ich war in Stockholm, da habe ich Dir einen Stod mitgebracht!“ — „Sage mal, konntest Du nicht lieber nach Schweinfurt reisen?“ (Lustiges Blatt.)

**Wahres Gesichtchen.** Am diesjährigen Fast-nachtmontag kaufte ich meinem vierjährigen Sturt eine Larve. Beim Erwachen am darauffolgenden Morgen sagte der Bub: „Mudder, heut' brauchste mich net ze wasche, ich zeh mein Gesicht an.“

**Vorsicht!** „Welches Fleisch isst sich nicht konfervieren? Na?“ — „Lendenfleisch. Es heißt doch: Gefährlich ist's, den Len zu wochen.“

**Torte 1919.** „Mehl und Zucker? Nein, quä' Frau, die sind nicht drin! Aber für die Karbenmischung haben wir einen der ersten Berliner Sezessionisten engagiert!“ (Zust. Bl.)



# Post und Telegraphie.

J. Demoll, Postdirektor.

## 1. Tarif für Postsendungen.

### a. für den Orts- und Nachbarortsverkehr.

Briefe: bis 20 g frankiert 15  $\mathcal{S}$ , unfrankiert 30  $\mathcal{S}$ ,  
20 bis 250 g 20  $\mathcal{S}$ , unfrankiert 40  $\mathcal{S}$ .

Postkarten: frankiert 10  $\mathcal{S}$ , unfrankiert 20  $\mathcal{S}$ .

### b. für den sonstigen Verkehr innerhalb Deutschlands.

Briefe: bis 20 g 20  $\mathcal{S}$ , über 20 g bis 250 g 30  $\mathcal{S}$ ,  
unfrankierte Briefe kosten das Doppelte.

Postkarten: frankiert 15  $\mathcal{S}$ , unfrankiert 30  $\mathcal{S}$ ,  
mit Antwort 30  $\mathcal{S}$ .

Drucksachen: bis 50 g 5  $\mathcal{S}$ , über 50 g bis 100 g  
10  $\mathcal{S}$ , über 100 g bis 250 g 20  $\mathcal{S}$ , über 250 g  
bis 500 g 30  $\mathcal{S}$ , über 500 g bis 1000 g 40  $\mathcal{S}$ .

Warenproben und Mischsendungen: bis 250 g  
20  $\mathcal{S}$ , über 250 g bis 500 g 30  $\mathcal{S}$ .

Geschäftspapiere: bis 250 g 20  $\mathcal{S}$ , über 250 g bis  
500 g 30  $\mathcal{S}$ , über 500 g bis 1000 g 40  $\mathcal{S}$ .

Postanweisungen: bis 5  $\mathcal{M}$  25  $\mathcal{S}$ , über 5 bis  
100  $\mathcal{M}$  40  $\mathcal{S}$ , über 100 bis 250  $\mathcal{M}$  60  $\mathcal{S}$ , über  
250 bis 500  $\mathcal{M}$  80  $\mathcal{S}$ , über 500 bis 1000  $\mathcal{M}$   
100  $\mathcal{S}$ .

Wertsendungen: 1) Die Gebühr wie für eine  
gleichartige eingeschriebene Sendung, 2) eine  
Versicherungsgebühr von 40  $\mathcal{S}$  für je 1000  $\mathcal{M}$   
Wertangabe oder einen Teil von 1000  $\mathcal{M}$ .  
(Frankozwang.)

Pakete:	Nahzone (75 km)	Fernzone
bis 5 kg einschl.	0,75 $\mathcal{M}$	1,25 $\mathcal{M}$
über 5 bis 10 kg einschl.	1,50 $\mathcal{M}$	2,50 $\mathcal{M}$
über 10 bis 15 kg einschl.	3,00 $\mathcal{M}$	5,00 $\mathcal{M}$
über 15 bis 20 kg einschl.	4,00 $\mathcal{M}$	6,00 $\mathcal{M}$

(Frankozwang.)

### c. für den Weltpostverkehr.

Briefe: bis 20 g 20  $\mathcal{S}$ , für jede weiteren 20 g  
10  $\mathcal{S}$  ohne Gewichtsgrenze. Unfrankierte  
Briefe kosten das Doppelte.

**Anmerkung.** Brieffschreiber in Orten ohne Postanstalt sollten in jedem Brief bei  
der Orts- und Datumsangabe auch den Namen des **Postortes** hinzufügen, durch welchen  
sie ihre Postfachen beziehen.

Die Marken sind auf den Briefen **rechts in die obere Ecke aufzukleben**.  
Man schreibe den Namen des Empfängers nicht zu nahe an die Marke, weil sonst die  
Adresse durch das Abstempeln leicht unleserlich wird; auf deutliche Niederschrift des Be-  
stimmungsortes ist besonders zu achten.

Die Aufschriften von Briefen usw. nach dem **Ausland** müssen möglichst in der  
Sprache des Bestimmungslandes, **mindestens jedoch mit lateinischer Schrift ge-**  
**schrieben werden.**

Postkarten: frankiert 10  $\mathcal{S}$ , unfrankiert 20  $\mathcal{S}$ , mit  
Antwort 20  $\mathcal{S}$ .

Drucksachen und Geschäftspapiere: je 50 g 5  $\mathcal{S}$ ,  
Gewichtsgrenze 2 kg. Mindesttage für Ge-  
schäftspapiere 20  $\mathcal{S}$ .

Warenproben: je 50 g 5  $\mathcal{S}$ , Gewichtsgrenze 350 g.  
Mindesttage 10  $\mathcal{S}$ .

## d. Allgemeines.

Sollen Sendungen unter Einschreiben be-  
fördert werden, so hat der Absender dieselben  
mit der Bezeichnung „Einschreiben“ zu ver-  
sehen. Gebühr 30  $\mathcal{S}$ .

Wünscht der Absender eine Empfangsbe-  
scheinigung des Empfängers, so hat die Auf-  
schrift der Sendung den Vermerk „Rückschein“  
zu enthalten und der Absender sich nahmhaft  
zu machen. Gebühr 40  $\mathcal{S}$ .

Bestellgeld wird nur noch bei Zeitungen  
erhoben.

Durch Eilboten zu bestellende Sendungen  
müssen mit dem Vermerk: „Durch Eilboten“  
versehen sein. Bei Vorauszahlung des Boten-  
lohnes ist der Vermerk: „Vote bezahlt“ hinzu-  
zufügen. Die Gebühren betragen für:

Briefe im Ortsbestellbezirk 50  $\mathcal{S}$ ,  
im Landbestellbezirk 100  $\mathcal{S}$ .

Pakete im Ortsbestellbezirk 75  $\mathcal{S}$ ,  
im Landbestellbezirk 150  $\mathcal{S}$ .

## 2. Postscheckverkehr.

Anträge auf Eröffnung eines Postscheckkontos  
sind bei der Postanstalt oder dem Briefträger ab-  
zugeben. Stammeinlage 25  $\mathcal{M}$ .

## 3. Tarif für Telegramme.

Ortstelegramme: 8  $\mathcal{S}$  für jedes Wort,  
mindestens 80  $\mathcal{S}$ .

Fernverkehr: 10  $\mathcal{S}$  für jedes Wort, min-  
destens 1  $\mathcal{M}$ .

Erläu-  
gebran-  
Markt

Nach  
Aug  
Küerr  
jede  
Sch  
dare  
reife  
von  
Köfla  
Eau  
Abel  
Sch  
5.5

Kata  
Niche  
Lppen  
Kham  
Kung  
Badi  
Kalle  
Veral  
Beru  
Vide  
14.  
Vilg  
Vilre  
Winn  
Ma  
No  
Vöbi  
Bonn  
Ma  
ma  
Bei  
Tal  
die  
Verg  
Wp  
Kran  
Kf  
9.

Breit  
25.  
2.  
30  
30

Bret  
12.  
12  
jed  
15  
Bruc  
(2  
21  
26  
20  
50

Euch  
19  
31  
20

Bäh  
9.  
14  
31  
10  
E